

# Die Hüter der Alltagskultur

In Schweizer Kleinmuseen leisten Laien wertvolle Erinnerungsarbeit

Mit 1100 Häusern besitzt die Schweiz eine der höchsten Museumsdichten der Welt. Viele Museen sind Kleinbetriebe, die von Privaten gegründet werden und nur dank Fronarbeit bestehen können. Sie müssen innovativer und effizienter werden.

Beat Grossrieder

Im Herzstück des Hauses, dem «Raum der Erinnerung», fordert Hansjörg Luterbach den Journalisten auf, sich in den hundertjährigen Zahnarztstuhl zu setzen. Dann pumpt er das Öl in die Hydraulik, worauf der Stuhl ruckelnd in die Höhe steigt. Eine feine Staubwolke schwebt unter der Decke, es riecht nach Schmierseife und Holzfeuerung. Luterbach, ein 52-jähriger Drucker, der sich auch am sonnigen Samstagmorgen Zeit nimmt für eine Führung, weist stolz auf die Fotografien und Dokumente an der Wand. Sie sind Paul Würsch (1936 bis 2002) gewidmet, dem Gründer des Museums Ronmühle. Luterbach betätigt das Auslösepedal, der Stuhl gleitet sanft in seine Ausgangsposition zurück. Dann zitiert er eine der Lebensweisheiten, die von Paul Würsch überliefert sind: «Zu keiner Gesamtschau gehört auch das Banale.»

## Museen für alles

Wir befinden uns in Schötz, einem Dorf mit 3500 Einwohnern im Luzerner Hinterland. Das Museum Ronmühle ist eines der typischen Heimatmuseen, wie es sie in der Schweiz zuhauf gibt. Laut dem Verband Museen Schweiz (VMS) existieren landesweit rund 400 regionale und lokale Museen, womit über ein Drittel der total 1100 Museen im weitesten Sinne Heimatmuseen sind. Hinzu kommen 200 thematische Museen, die meist aus einer privaten Sammlung zum Teil skurrilster Objekte stammen. Es gibt ein Abwassermuseum (Zürich), ein Boxmuseum (Basel), ein Flaschenmuseum (Willisau); man findet Sammlungen zu Fröschen (Münchenstein), Hasen (Bubikon), Lebkuchen (Einsiedeln); es gibt ein Kabinett für sentimentale Trivialliteratur (Solithurn), ein Nostalgie-Musikparadies (Oberhasli) oder ein Velosolex-Museum (Waldenburg) usw. Mit dieser Fülle gilt die Schweiz neben Österreich und den Niederlanden als eines der Länder mit höchster Muse-



Ein «Asyl für kulturelles Strandgut» – die Ronmühle ist eines von vielen Schweizer Klein- und Kleinmuseen.

KARIN HOFER / NZZ

umsdichte weltweit. Vor allem die Ortsmuseen entstehen oft nach demselben Muster wie in Schötz: Ein Dorfbewohner, in diesem Fall der Posthalter Paul Würsch, beginnt eines Tages Objekte zu sammeln. Hier ein Nachtopf, da ein Holzherd, dort ein Grammophon – bald hat Würsch über 7000 Objekte beisammen, die er in zwei leeren Schulzimmern hortet. 1972 zügelt er seine Schätze in die verlotterte Mühle, die seit dem 16. Jahrhundert an der Ron steht. Die Gemeinde will die Mühle abreißen, Würsch interveniert, das Haus bleibt stehen. Mit grossem Geschick richtet der Posthalter Themenzimmer ein, die sehr anschaulich sind, weil er die Objekte – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht in Vitrinen versorgt. Im Museum, das der Gründer «Asyl für kulturelles Strandgut» nennt, entstehen ein Wohn-, ein Schlaf-, ein Schulzimmer; es gibt eine Küche, eine Werkstatt, einen Tante-Emma-Laden sowie zwei Räume mit Trouvaillen zum Volksglauben.

Zum Beispiel findet Würsch bei Bauern alte «Fresszettel», die Heilige ze-

gen, die den Märtyrertod gestorben sind, und gegen bestimmte Krankheiten helfen sollen, wenn man ein Stückchen des Zettels schluckt. Für Gänsehaut sorgt ein Holzbalken mit kreisrundem Loch, in dem ein Zapfen steckt – wie bei Gotthelfs «Schwarzer Spinne» soll in diesem Versteck der Leibhaftige hausen. «Würsch hat phantastische Objekte zusammengetragen», sagt Luterbach, «aber fast noch wichtiger waren die Anekdoten, die er zu jedem Ding erzählen konnte.»

Genau hier haben die Kleinmuseen ihre Stärken, die zugleich ihre Schwächen sind. Oft sind die Häuser mehr wildes Sammelsurium als geordnetes Schaulager, Objektinventare und systematische Beschriftungen sucht man vergebens. Das Museum lebt vom autodidaktisch erlangten Wissen und vom zeitlichen Engagement des Sammlers; stirbt dieser, steht das Werk vor einer Zäsur. Plötzlich ist das Wissen weg, die Objekte aber sind noch da. «Kein Geld», heisst es oft, wenn Nachkommen die öffentliche Hand um Hilfe anfragen.

Auch in Schötz muss nach dem Tod von Paul Würsch eine Lösung gefunden werden. Nach zähen Verhandlungen mit den Angehörigen kauft die Gemeinde die Sammlung und überlässt das Haus dem Verein «Freunde der Ronmühle» im Baurecht. An den Kosten für Unterhalt und Betrieb beteiligt sie sich mit 500 Franken pro Jahr. Kurz nach der Übernahme muss der Verein fast eine Viertelmillion Franken in die Sanierung der Bausubstanz stecken. Die Gemeinde hilft mit einem zinslosen Darlehen, den Rest übernehmen Spender, Denkmalpflege und eine Hypothek.

Das Jahresbudget von rund 13 000 Franken erwirtschaftet der Verein selbst mit Mitgliederbeiträgen, Spenden und Raumvermietungen. Die Besuchszeiten jeden ersten Sonntag im Monat bewältigt man mit Fronarbeit, daneben wird das Haus für Gruppen auf Anfrage geöffnet. «Das Museum ist eine Liebhaberei, ohne den Verein würde es nicht gehen», sagt Luterbach, der bis zu 400 Stunden jährlich in die Ronmühle steckt, obwohl er noch in einem zweiten

Museumsverein (Wiggertaler Museum) aktiv ist. Ziel sei es, die Mühle und die Sammlung zu pflegen, die wichtigsten Objekte zu inventarisieren und die Besucherfrequenz zu halten; in einem guten Jahr zählt man 1800 Eintritte.

«Solche Ortsmuseen sind grundsätzlich wertvoll für das kulturelle Gedächtnis unseres Landes», sagt VMS-Generalsekretär David Vuillaume. Nur seien diese Häuser «eventuell nicht alle in der Lage, ihren Betrieb zu sichern», so dass es in den nächsten Jahren zu Schliessungen und Fusionen kommen könnte. Pro Jahr verzeichnen die Schweizer Museen 18,4 Millionen Eintritte, wobei die Zoos Zürich und Basel mit je 1,8 Millionen die Publikumsrenner sind. Ganz am Schluss rangieren die Ortsmuseen: «Während die regionalen und lokalen Museen 36 Prozent aller Museen ausmachen, verzeichnen sie 5 Prozent der Besuche», analysiert Vuillaume.

Diese Museen seien klar einer bestimmten Region, manchmal sogar nur einem Dorf gewidmet. «Sobald alle Dorfbewohner die Dauerausstellung gesehen haben, ist das Potenzial erschöpft.» Es brauche beim Besuch eines Ortsmuseums zudem die Bereitschaft, die Ortsgeschichte zu studieren, manchmal wirkten auch die knappen Öffnungszeiten sowie die didaktisch nicht immer optimale Aufbereitung abschreckend. All dies entfalle etwa bei einem Zoobesuch, sagt Vuillaume: «Man kann mit weniger Anstrengung den Besuch mit der ganzen Familie geniessen und dazu noch ein Eis essen.»

## Interdisziplinäre Zukunft

Doch lohnt sich ein eigenständiges Museum für wenige hundert Besucher pro Jahr überhaupt? Der VMS-Sekretär gibt sich diplomatisch: «Wenn diese Zahl dem Ziel des Museums entspricht, ja. Wenn die Vermittlungsqualität stimmt, ja. Wenn nicht, gehen die Museen über die Bücher.» Kleinmuseen hätten die Möglichkeit, punktuell zusammenzuarbeiten oder zu fusionieren; andererseits könnten sie ihre Konzepte modernisieren. «Alltagskultur kann zum Beispiel mit Kunst ergänzt werden; das bringt neue Besucher.» Als Beispiel nennt Vuillaume das Château de Grandson, das als einziges Lokalmuseum über 50 000 Eintritte verzeichnet, weil es neben dem Schloss auch ein Auto- und ein Modemuseum hat und auch Mittelalterfeste, Hochzeiten und Kongresse durchführt.

## «Manchmal haben ‹Spinner› die bessere Nase»

Laut Kulturwissenschaftler Walter Leimgruber müssen Lokalmuseen vermehrt aktuelle Zeitfragen thematisieren

Pro Kopf der Bevölkerung hat die Schweiz eine der höchsten Museumsdichten weltweit. Woher kommt diese Lust auf Museales?

Der Föderalismus führt dazu, dass jeder Kanton, jede Region, jeder Ort, jedes Quartier sein eigenes Museum möchte. Die Entstehung der modernen Schweiz im 19. Jahrhundert ist gleichzeitig die Gründungsphase vieler Museen, die auch dem Propagieren der nationalen Idee dienen. Zudem geht sie einher mit einer ersten Phase des Tourismus, der ebenfalls Museen fördert.

Dem Sammeltrieb scheinen kaum Grenzen gesetzt, vom Abwassermuseum übers Hasenmuseum bis zum Velosolex-Museum kommt alles vor. Hat denn jeder Spleen ein Museum verdient?

Nein, und schon gar nicht öffentliche Gelder. Private Sammelleidenschaften können die öffentliche Hand teuer zu stehen kommen. Das zeigen ja die Museen privater Mäzene, die staatliche Unterhaltsbeiträge beanspruchen. Was uns aber die kleinen Museen bieten, gerade die mit den verrückten Themen, ist im besten Fall ein frischer Blick auf die Gesellschaft. Öffentlich wird gesammelt, was in einem breiten Konsens als sammlungswürdig erachtet wird. Aber nicht immer sind das die Dinge, die ein

halbes Jahrhundert später noch interessieren. Manchmal haben einzelne «Spinner» die bessere Nase.

Was ist der Nutzen solcher Kleinmuseen? Grosse Häuser wie das Landesmuseum sammeln doch bereits alles, was fürs kollektive Gedächtnis relevant ist. Nein, vieles wird nicht gesammelt. Viele Häuser orientieren sich noch immer am ursprünglichen Auftrag, der oft ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Der Umfang der Sammlung ist begrenzt, doch haben Gesellschaften noch nie so viele materielle Güter besessen wie heute. Man ist immer wieder erstaunt, was nicht gesammelt wird, gerade im Bereich der populären Kultur des 20. Jahrhunderts.

Kürzlich hat der scheidende Pro-Helvetia-Direktor Pius Knüsel behauptet, die Hälfte der Kulturhäuser sei entbehrlich. Bezogen auf die Museumslandschaft: eine Provokation – oder eine prüfenswerte These?

Wir haben in der Tat sehr viele Museen mit ungenügender Ausstattung. Das führt in eine Sackgasse: Das Geld für das Personal fehlt, darunter leidet die Qualität, das Publikum bleibt aus. Hier wäre es notwendig, Synergien herzustellen. Aber das Herzblut der Menschen,

die sich engagieren, ist sicherlich positiv. Hier zeigt sich, dass es neben den grossen, teuren Häusern auch kleine Häuschen braucht, die nicht alle am gleichen Tropf hängen und den gleichen Trends folgen.

Viele Kleinmuseen entstehen durch die Sammelleidenschaft von Privaten und werden von einem Verein betreut, der Staat hält sich zurück. Wie fruchtbar ist



Walter Leimgruber  
Kulturwissenschaftler

diese Aufgabenteilung zwischen privater und öffentlicher Hand?

Das ist sehr fruchtbar. Der Staat muss nach gewissen allgemein akzeptierten Prinzipien sammeln und ausstellen, Private sind flexibler, beweglicher, origineller. Daher sollte der Staat nicht alle Mittel in staatliche Institutionen stecken, sondern Private gezielt unterstützen, wenn sie gute Arbeit leisten.

Eine besondere Kategorie bilden die Regional- und Ortsmuseen. Solche Heimatmuseen haben weder nationales noch touristisches Potenzial. Ist das sinnvoll? Heimatmuseen sind dann sinnvoll, wenn sie einen Beitrag zur Auseinandersetzung der Menschen mit ihrem Ort und ihrer Umwelt liefern. Das machen sie leider oftmals nicht, sondern bieten eine nostalgische Sicht auf eine dörflich-vorindustrielle Vergangenheit voller Dreschflügel, Spinnräder und Kohlebügeleisen. Möchte man die gegenwärtige Schweiz begreifen, stösst man auf museales Niemandsland. Man erkennt darin vor allem die Schwierigkeit der Agglomerationssiedlungen, in denen heute die meisten Menschen wohnen, die sich im alpin-bäuerlich geprägten Identitätsdiskurs verorten. Aber es zeigt auch das Desinteresse vieler Museen, sich der zentralen Gegensätze der Gegenwart anzunehmen – wie zum Beispiel Wohlstand und Sozialstaat, Konsum und Abfall, Migration und Überfremdungsangst. Das wären spannende Themen für lokale Museen.

Will ein Schweizer Museum das Gütesiegel des Branchenverbandes VMS erlangen, muss es 44 Kriterien erfüllen; daneben erhalten bestimmte Kulturstätten eine Adellung als Weltkulturerbe oder

Europäisches Erbe. Erhöhen solche Rankings die Qualität des Gezeigten?

Wenn die Kriterien dazu führen, dass man sich bewusster um bestimmte Dinge kümmert, können sie hilfreich sein. Aber Qualität ist nicht nur eine Frage des Rankings, sondern des Engagements der Beteiligten. Und das geht Gott sei Dank oft in ganz andere Richtungen als all die Ranglisten.

Abschliessend: Gibt es Bemühungen, auch das immaterielle Kulturerbe zu sammeln. Nutzt oder schadet dieser neue Sammeltrieb dem Museum?

Er wird den Museen helfen. Denn die immaterielle Kultur ist immer auch mit der materiellen verbunden, die Larve mit der Fasnacht, das Instrument mit der Musik, das Kleid mit dem Träger. Viele Sammlungen leiden darunter, dass man zwar Dinge, nicht aber Informationen zum Kontext gesammelt hat. Welche Menschen haben einen Gegenstand wann, warum und wie verwendet? Die bewusste Verbindung dieser Ebenen wird die Museen lebendiger machen, weil der Mensch stärker im Mittelpunkt stehen wird und nicht nur das Objekt.

Interview: Beat Grossrieder

Prof. Walter Leimgruber ist Leiter des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel.